

Caitlin Kittredge
THE IRON THORN
Flüsternde Magie

CAITLIN
KIT'TREDGE

THE
IRON
THORN
FLÜSTERNDE MAGIE

Aus dem amerikanischen Englisch
von Katharina Steeg





Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Super Snowbright liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage 2014

© 2014 der deutschsprachigen Ausgabe cbj,
Kinder- und Jugendbuchverlag in der

Verlagsgruppe Random House, München
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

© 2011 Caitlin Kittredge

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel: »The Iron Thorn« bei Delacorte Press,
einem Imprint von Random House Children's Books
in der Verlagsgruppe Random House, Inc., New York

Übersetzung: Katharina Steeg

Lektorat: Monika Hofko

Umschlagkonzeption: *zeichenpool, München
unter Verwendung eines Fotos von © Shutterstock/Svetlanamiku

MP · Herstellung: UK

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-13380-4

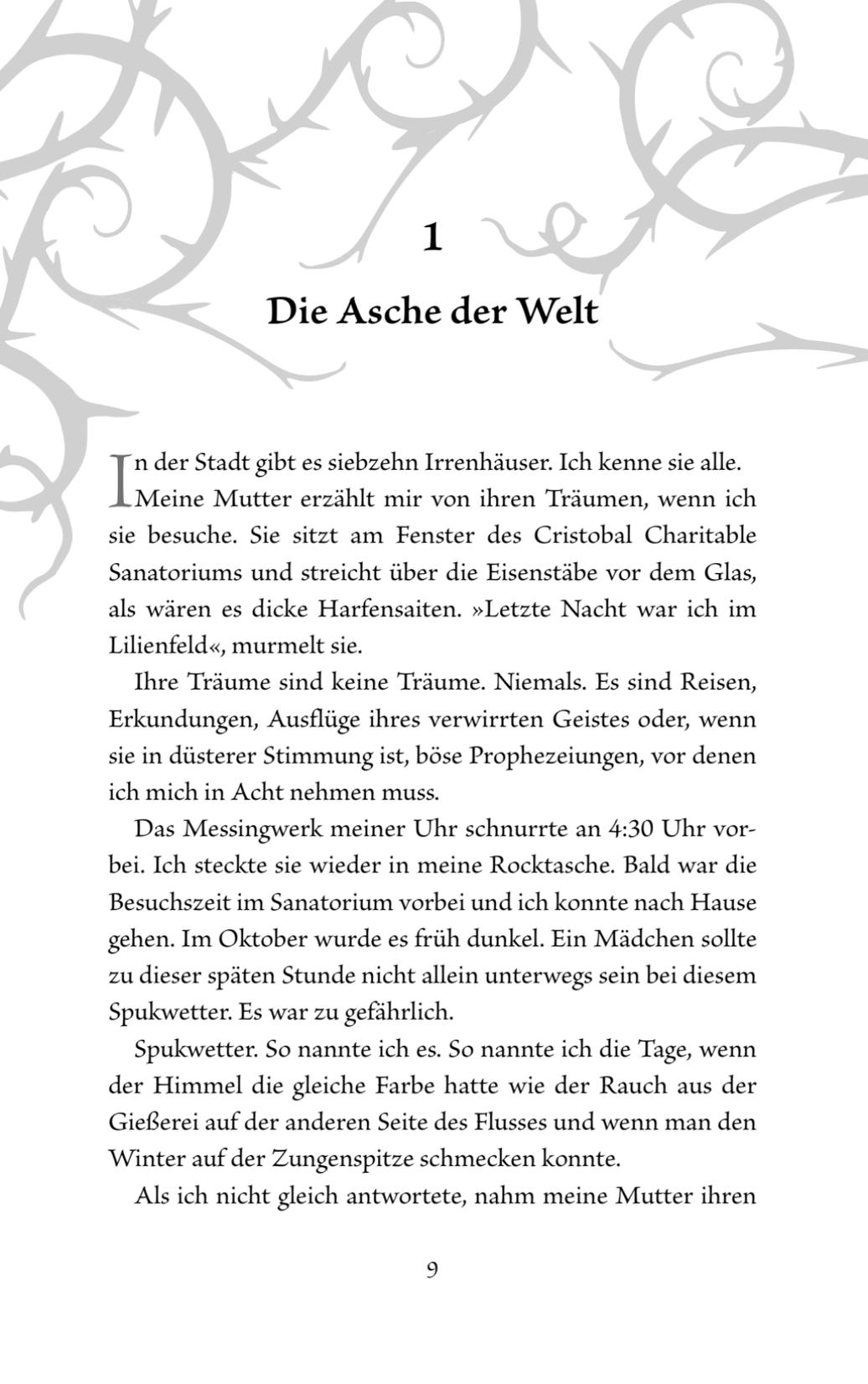
Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

Howard Phillips Lovecraft gewidmet,
der mir als Erster jenen seltsamen,
weit entfernten Ort zeigte.

Der Mond ist finster,
und die Götter tanzen in der Nacht;
da ist Schrecken im Himmel,
denn auf den Mond hat sich Dunkelheit gesenkt,
die kein Buch der Menschen je vorhergesagt.

H. P. Lovecraft: »Die anderen Götter«



1

Die Asche der Welt

In der Stadt gibt es siebzehn Irrenhäuser. Ich kenne sie alle. Meine Mutter erzählt mir von ihren Träumen, wenn ich sie besuche. Sie sitzt am Fenster des Cristobal Charitable Sanatoriums und streicht über die Eisenstäbe vor dem Glas, als wären es dicke Harfensaiten. »Letzte Nacht war ich im Lilienfeld«, murmelt sie.

Ihre Träume sind keine Träume. Niemals. Es sind Reisen, Erkundungen, Ausflüge ihres verwirrten Geistes oder, wenn sie in düsterer Stimmung ist, böse Prophezeiungen, vor denen ich mich in Acht nehmen muss.

Das Messingwerk meiner Uhr schnurrte an 4:30 Uhr vorbei. Ich steckte sie wieder in meine Rocktasche. Bald war die Besuchszeit im Sanatorium vorbei und ich konnte nach Hause gehen. Im Oktober wurde es früh dunkel. Ein Mädchen sollte zu dieser späten Stunde nicht allein unterwegs sein bei diesem Spukwetter. Es war zu gefährlich.

Spukwetter. So nannte ich es. So nannte ich die Tage, wenn der Himmel die gleiche Farbe hatte wie der Rauch aus der Gießerei auf der anderen Seite des Flusses und wenn man den Winter auf der Zungenspitze schmecken konnte.

Als ich nicht gleich antwortete, nahm meine Mutter ihren

Handspiegel und warf ihn mir an den Kopf. Es war kein Glas mehr darin. Es war schon vor Jahren entfernt worden, ungefähr sechs Irrenhäuser vor diesem. Nachdem meine Mutter versucht hatte, sich mit den Splittern die Pulsadern aufzuschneiden, notierten die Ärzte mit ordentlichen und spindeldünnen Buchstaben in ihre Akte: *Keine Spiegel. Kein Glas. Patientin ist eine Gefahr für sich selbst.*

»Ich rede mit dir!«, schrie sie. »Du hältst es vielleicht nicht für wichtig, aber ich war im Lilienfeld! Ich habe gesehen, wie die toten Mädchen ihre Hände bewegt haben. Wie sich ihre Augen öffneten und sie hochschauten! Hoch in die Welt, nach der sie sich so verzweifelt sehnen!«

Es ist wirklich schade, dass meine Mutter verrückt ist. Sie könnte ein Vermögen verdienen mit Schundromanen, diesen Schauermärchen mit billigem Einband und brüchigem Rücken, die Mrs Fortune, meine Hausmutter in der Akademie, verschlingt.

Mein Magen krampfte sich zusammen wie eine Faust, aber meine Stimme klang besänftigend. Ich habe Übung darin, besänftigend und beruhigend zu sein. Zu viel Übung. »Nerissa«, sagte ich, denn wir reden einander niemals als Mutter und Tochter an, sondern immer mit dem Vornamen, Nerissa und Moira. »Ich höre dir zu. Aber was du sagst, ergibt keinen Sinn.«
Wie üblich.

Ich hob den Spiegel auf und strich mit dem Daumen über die Rückseite. Er war aus Silber und früher einmal sehr prachtvoll gewesen. Als Kind hatte ich damit gespielt und so getan, als wäre ich wunderschön, während meine Mutter am Fenster von *Unsere Liebe Frau der Vernunft* saß, dem ersten Irrenhaus, an das ich mich erinnere und das von Nonnen geführt

wurde. Ihre stummen, schwarz gekleideten Gestalten flatterten vor der Zelle meiner Mutter hin und her wie Geister, während sie zum *Obersten Baumeister* um Heilung für meine Mutter beteten. Keine medizinische Forschung der Welt wusste eine Therapie für meine Mutter, aber die Nonnen versuchten, sie zu heilen. Und als ihnen das nicht gelang, schickten sie meine Mutter in ein anderes Irrenhaus, wo niemand Gebete für irgendetwas sprach.

Nerissa schnaubte und riss an dem zerzausten Pony, der ihr in die Augen hing. »Ach nein? Was verstehst du denn schon davon, Fräulein? Du und diese Eisenwarenhändler, die in dieser kalten und feuchten Schule hocken, wo sich die Rädchen drehen und drehen und drehen, um euch die Knochen zu zermahlen...«

Ich hörte nicht mehr zu. Denn wenn man meiner Mutter allzu lange zuhört, beginnt man ihr zu glauben.

Mein Daumen versank in der Mulde auf der Rückseite des Spiegels, wo laut meiner Mutter ein skrupelloser Pfleger einen Rubin oder so etwas Ähnliches herausgestemmt hatte. Meine Mutter beschuldigte früher oder später jeden wegen irgendetwas. Manchmal behauptete sie, ich sei ein Nachtmahr geworden, wollte ihr Blut trinken und ihr Leben stehlen. Wenn sie sich in ihrem Zorn gegen mich wandte, nahm ich meine Bücher und ging, wohl wissend, dass wir einander dann wochenlang nicht mehr sehen würden. Dafür wollten die Tage, an denen sie über ihre Träume sprach, kein Ende nehmen.

»Ich war im Lilienfeld...«, raunte meine Mutter und presste die Stirn gegen die Gitterstäbe am Fenster. Ihre Finger schoben sich dazwischen und betasteten die Glasscheibe, auf der sie geisterhafte Spuren hinterließen.

Früher hatten mich ihre Träume fasziniert. Das Lilienfeld, der dunkle Turm, der Jahrmarkt der Mädchen. Immer wieder hatte sie davon erzählt, mit weicher Stimme und poetischen Worten. Keine andere Mutter hat jemals solche herrlichen Gutenachtgeschichten erzählt. Keine andere Mutter kannte das Land jenseits der Welt der Lebenden, jenseits der Welt der Vernunft. Solange ich denken kann, verlor sich Nerissa in Träumen, auf die eine oder andere Weise.

Mittlerweile hoffte ich bei jedem Besuch, dass sich der Nebel lichten würde. Und jedes Mal, wenn ich ging, war ich enttäuscht. Wenn ich erst meinen Akademieabschluss in der Tasche hatte, würde ich vielleicht zu beschäftigt sein, um sie noch zu besuchen, eingebunden in einen ehrbaren Beruf und ein ebensolches Leben. Bis dahin brauchte Nerissa jemanden, der sich ihre Träume anhörte, und diese Aufgabe fiel mir zu. Eine Pflicht, die sich anfühlte, als hätte ich einen Mühlstein um den Hals.

Ich nahm meine Umhängetasche und stand auf. »Ich gehe jetzt nach Hause.« Die Sirene hatte noch nicht die Sperrstunde verkündet, doch ich konnte sehen, wie sich hinter den Fensterscheiben bereits die Dunkelheit zusammenzog.

Flink wie eine Katze sprang Nerissa auf und schlang die Finger um mein Handgelenk. Ihre Hand war kalt, wie immer, und ihr Nachthemd flatterte um den Körper, der nur noch aus Haut und Knochen zu bestehen schien. Ich war größer und kräftiger als meine zartgliedrige Mutter und kam wohl nach meinem Vater. Auch wenn ich das nicht mit Sicherheit sagen konnte, da ich ihn nie kennengelernt hatte.

»Lass mich nicht hier zurück«, zischte Nerissa. »Ich will nicht allein sein und in ihre Augen blicken müssen. Die toten

Mädchen werden tanzen, Moira, sie werden tanzen auf der Asche der Welt...«

Einen schier endlosen Atemzug lang hielt sie mein Handgelenk und meinen Blick fest. Ich fühlte die Kälte des frühen Abends durch die Ritzen zwischen Fensterscheibe und Rahmen sickern. Sie kitzelte auf meiner Haut und fuhr mir mit eisigen Fingern über den Rücken. Ein lautes Klopfen ertönte an der Tür, und wir beide erschrakten. »Sie machen Ihrer reizenden Tochter doch keinen Ärger, nicht wahr, Nerissa?«, sagte Dr. Portnoy, der Psychiater, der meine Mutter behandelte.

»Überhaupt nicht«, erwiderte ich und trat einen Schritt von Nerissa weg. Ich mochte Ärzte und ihre kalten, harten Augen nicht, mit denen sie Menschen wie meine Mutter sezierten. Aber mit Portnoy zu sprechen war immer noch besser, als sich das Geschrei meiner Mutter anzuhören. Ich war erleichtert, dass er aufgetaucht war.

Nerissas Augen zuckten zwischen mir und Portnoy hin und her. Er trat in den Raum. In ihre ängstlichen Augen schlich sich ein listiger Ausdruck, wie bei einem gehetzten Tier, dem gerade ein Ausweg eingefallen war. Portnoy klopfte auf die Brusttasche seines weißen Kittels, aus der der Griff einer Spritze ragte.

»Ich gebe dir einen Abschiedskuss«, flüsterte meine Mutter, als ob das ein Geheimnis wäre. Dann umarmte sie mich steif. »Sehen Sie, Doktor?«, schrie sie. »Einfach nur Mutterliebe.« Sie stieß ein lautes Lachen aus, ein krächzendes Geräusch, als ob Mutter zu sein vor allem ein grandioser Witz wäre. Dann wich sie vor mir zurück und setzte sich wieder ans Fenster, schaute zu, wie die Dämmerung langsam in die Nacht

übergang. Ich wandte mich ab. Ich konnte ihren Anblick keine Sekunde länger ertragen.

»Ich mache mir große Sorgen wegen Ihrer Mutter«, sagte Dr. Portnoy, während er mich bis zum Ende der Station begleitete und dafür sorgte, dass mir der riesenhafte Pfleger die Sicherheitstür öffnete. »Ihre Wahnvorstellungen werden immer ausgeprägter. Wir müssen sie in den Sicherheitstrakt verlegen, wenn sie sich weiterhin so verhält. Ich kann nicht das Risiko eingehen, dass sie die anderen Patienten ansteckt, wenn sich ihr Wahnsinn noch verschlimmert.«

Ich zuckte zusammen. Meine Mutter war zweifellos verrückt – aber der Sicherheitstrakt? Das hieß ein fensterloser Raum und ein Bett mit Gurten. Und Spritzen, so wie die in Portnoys Brusttasche. Keine Besuche.

»Ich weiß, dass Sie ein Mündel der Stadt sind«, fuhr Portnoy fort. »Aber sie ist immer noch Ihre Mutter, und Sie haben eher die Chance, zu ihr durchzudringen, als ich. Sie müssen ihr den Ernst der Lage klarmachen. Und dass wir unbedingt eine positivere Diagnose brauchen.«

Ich legte die Hand auf die große Eingangstür des Irrenhauses. Ich spürte die Kälte, die durch die Ritzen zog. »Dr. Portnoy.« Da war er wieder, der Mühlstein, und zog mich zurück, zurück zu meiner Mutter, auch wenn ich noch so sehr dagegen ankämpfte. »Nerissa hört auf niemanden, am wenigsten auf mich. Sie ist verrückt, solange ich denken kann.«

»Es wäre angemessener, von *viral dezimiert* zu sprechen«, tadelte er mich sanft. »Die armen Menschen, deren geistige Gesundheit dem Nekrovirus zum Opfer fällt, können nichts dafür, wissen Sie. Niemand lässt sich freiwillig von Viruspartikeln den Geist zerfressen, bis nur noch Wahnvorstellungen übrig sind.«

Ja, das wusste ich. Das wusste ich nur zu gut. Bevor etwa siebzig Jahre vor Nerissas Geburt der Nekrovirus aufgetaucht war und sich überall ausgebreitet hatte, konnte man Geisteskranken vermutlich helfen. Aber heute nicht mehr. Nicht meiner Mutter.

Es gab nichts mehr zu sagen, und so drückte ich die Tür auf und ließ das Dröhnen der Straße ein, die unterhalb der Granitstufen verlief. Aus dem Schnellrestaurant auf der anderen Straßenseite, jenseits des Getümmels aus Droschken und Fußgängern, zog Essenseruch herüber. Dampf drang aus den Abluftrohren im Asphalt, ebenso wie aus den Ventilen der Lieferantenkaren. Er hing über dem Sanatorium wie dichter Nebel, wie ein sichtbar gewordenes böses Omen.

Portnoy wartete auf eine Antwort wie ein beharrlicher Professor, bei dem ich bereits durchgefallen war. Ich seufzte ergeben. »Sie ist verrückt, egal wie Sie es nennen, und ich kann Ihnen nicht helfen, Dr. Portnoy.«

Ich trat aus der Tür, aber er packte mich. Sein Griff war fest, aber nicht verzweifelt, nicht wie der von Nerissa, sondern entschlossen. »Miss Grayson, Sie haben bald Geburtstag, oder?«

Ich schluckte den Kloß in meiner Kehle hinunter. »Ja.«

»Und wie geht es Ihnen? Irgendwelche Träume? Körperliche Symptome?«

Sein Griff wurde fester, und ich konnte nicht weg. »Nein.«

Portnoy betrachtete mich stirnrunzelnd, und ich schaute auf meine Schuhspitzen. Wenn er meine Augen nicht sehen konnte, dann würde er auch nicht die Lüge darin lesen können.

Schließlich sagte Portnoy: »Ich schlage vor, Sie denken über eine endgültige Lösung für Ihre Mutter nach, und zwar vor Ihrem Geburtstag, Miss Grayson. Treffen Sie mit der Stadt die

entsprechenden Vereinbarungen, solange Sie noch dazu in der Lage sind. Um Patienten, die auf die Fürsorge angewiesen sind und die niemanden haben, der sich um sie kümmert, ist es mitunter schlecht bestellt. Sie wissen wohl, dass Christobel eine Einrichtung zum Experimentieren ist, nicht wahr?«

Experimentieren. Was für die meisten Studenten, mit denen ich gemeinsam studierte, ein glorreiches Wort war, verursachte mir sofort eine krampfhafte Übelkeit im Magen. Damit war nicht die heilige Tradition von Hypothese, Theorie und Beweis gemeint. Experimentieren bedeutete Elektroschocks. Verriegelte Räume. Wassertanks und Halogenscheinwerfer. Portnoy konnte mich nicht hinters Licht führen – er wollte derjenige sein, der es schaffte, den virusbedingten Irrsinn zu heilen, der den goldenen Schlüssel fand, während alle vor ihm versagt hatten. Ich hatte einige der Kreaturen gesehen, die er im Rollstuhl durch die Gänge schob. Zuckende Glieder, kahl geschorene Köpfe, leere Augen. Experimente.

Ich war gefangen in der eisernen Umklammerung des Wahnsinns meiner Mutter, aber auch wenn ich mir noch so sehr wünschte zu entkommen, auf diese Weise sollte es nicht geschehen.

Die Glocken der Kathedrale schlugen fünf Uhr, und ich zog meinen Arm aus Portnoys Griff. »Ich muss gehen«, sagte ich und versuchte, mein heftig pochendes Herz zu beruhigen.

»Dann noch einen schönen Abend Ihnen, Miss Grayson«, sagte er. Die Freundlichkeit seiner Worte spiegelte sich nicht in seinen Augen wider. Mit einem heftigen Schlag, dumpf wie die Pforte einer Gruft, knallte Portnoy die Tür hinter mir zu. Die Türen von Irrenhäusern sind überall gleich. Sie sind schwer und lassen dich wissen, dass sie immer ein Stück von

dir behalten, auch wenn man die Freiheit hat, diesen Ort zu verlassen.

Im Gehen schlang ich mir den Schal als Schutz vor der eiskalten Luft um das Gesicht. Jedes Mal, wenn ich das Irrenhaus verließ, hatte ich das Gefühl, als wäre meine Hinrichtung noch einmal aufgeschoben worden. Nächste Woche musste ich wieder hin, vorausgesetzt, meine Mutter verlor bis dahin nicht wieder ihre Besuchsprivilegien. Ich hastete die Straße entlang und ließ die Kälte meinen Zorn und meine Panik betäuben, ließ mich von der beißenden Luft beruhigen und mich in mein gewohntes unauffälliges Ich zurückverwandeln. Wer mich sah, würde in mir nur ein Mädchen vermuten, das sich beeilt, um noch eine Droschke zu erwischen. Die Haltestelle der Weißen Linie, die mich zurück zur Akademie bringen würde, war drei Blocks entfernt. Nach fünf Uhr fuhr sie nur noch einmal die Stunde.

Ich bog genau in dem Moment um die Ecke, als die Droschke mit dröhnendem Getriebe davonfuhr. Fluchend stampfte ich mit dem Fuß auf. Zwei vorbeigehende Sternschwwestern funkelten mich an und machten das Zeichen des Auges, indem sie zwei Finger an die Stirn legten. Ich wandte den Blick ab. Die Sternschwwestern und ihre Großen Alten konnten mich verfluchen, wie sie wollten. Sie würden den Fluch, der wie eine Zeitbombe in meinem Blut tickte, nicht aufheben.

Ich zog mir den Schal über den Kopf und ging weiter, denn mir blieb nichts anderes übrig, als so lange zu Fuß zu gehen, bis ich zu einer Motordroschke kam, die mich wieder zurück in die Oberstadt bringen würde. Dr. Portnoys Worte gingen mir nicht aus dem Sinn. Sie vermischten sich mit Nerissas Träumen. Der Schmerz in meinem Kopf pochte im Rhythmus meines Herzschlags. Und der Tag würde wahrscheinlich nicht

besser werden, denn ich musste noch für eine Prüfung morgen früh lernen.

Nachdem ich ein paar Blocks weit gegangen war und meine Laune mit jedem Schritt schlechter wurde, hörte ich eine Stimme, die über den Verkehrslärm hinweg nach mir rief.

»Moira? Moira! Warte!«

Eine flinke Gestalt sauste vor einem Tretdreirad vorbei, das einen Verkaufskarren für geröstete Nüsse zog. Der Fahrer schrie irgendetwas auf Französisch, und ich hatte genügend Kurse besucht, um zu wissen, dass es nichts besonders Höfliches war. Calvin Daulton dagegen hatte keine Ahnung.

»Ich hab dich eingeholt!«, keuchte er, als er zu mir aufschloss. Auf seinen Wangen glühten zwei feuerrote Flecken. »Das war knapp. Ich habe dich vorbeigehen sehen.«

»Was machst du denn hier?« In meiner Stimme lag Überraschung. »Ich brauchte Schreibfeder und Tusche. Es gibt nur einen Laden in der Stadt, wo man anständige indische Tinte bekommt. Wir müssen morgen ein Schaubild abgeben – oder hast du das schon wieder vergessen?«

»Natürlich nicht. Meins ist schon fertig.« Das war nur eine kleine Lüge, nicht zu vergleichen mit der Lüge, die ich Dr. Portnoy über meine Träume aufgetischt hatte. Die Skizzen für mein Schaubild waren fertig, aber die Reinzeichnung auf gutes Papier, die Beschriftungen, die Berechnungen – das alles wartete auf mich im Mädchenschlaftrakt der Akademie. Daran hatte ich tatsächlich nicht mehr gedacht. Nerissa fraß all meine Gedanken auf, so wie die Großen Alten auf ihrer Reise durch die Sphären angeblich Sonnen verschlingen.

»Aber klar doch«, sagte Cal, der immer noch nach Atem rang. »Du hast die Droschke auch verpasst, was?«

»Sie ist mir vor der Nase weggefahren«, sagte ich und verspürte wieder einen unbändigen Zorn. *Wenn Portnoy mich im Irrenhaus nicht aufgehalten hätte...*

»Ich schätze, uns bleiben nur noch die Reste«, seufzte Cal. Obwohl Cal in etwa die Größe und Gestalt eines Rohrputzerjungen hatte, schlang er bei jeder Gelegenheit wie ein Barbar. Seit unserem ersten Tag in der Akademie waren wir Freunde, und wenn er nicht gerade mit einem Comic beschäftigt war oder mich um Rat fragte, wie er Cecelia, meine Zimmergenossin, dazu bringen könnte, ihn zu bemerken, dachte Cal ans Essen. Nur noch die Reste vom Essen zu bekommen, war für ihn eine Tragödie. Mir dagegen war heute Abend alles egal. Mein Magen war immer noch wie zugeknottet.

Wir befanden uns am Ende der Derleth Street. Vor uns glitten Eisschollen auf der langsamen Strömung des Flusses vorbei, der wie immer blutig rostrot verfärbt war. Die von den Ätherlaternen geisterhaft blau beleuchtete Uferpromenade war voller abendlicher Touristen und Leuten, die einkauften. Die Ladenpassage lockte, und ich merkte, wie Cal in Versuchung kam.

Am anderen Ufer kauerte die fast gänzlich dunkle Dunwich Lane. Nur eine altmodische Öllampe, die vor einer Kneipe mit dem Namen *Jack & Crow* hing, warf einen trüben Schein auf die Pflastersteine.

Die Dunwich Lane verlief unter den Stützpfählern der eisernen Grenzbrücke, die von unten betrachtet aussah, als würde sich ein riesiges Tier über das Wasser beugen. Das Gitterwerk aus Eisen war schwarz vor dem Hintergrund der anbrechenden Nacht. Ich zupfte Cal am Arm. »Komm weiter.«

Er schaute mich verständnislos an. »Wohin denn?«

Ich wandte mich in Richtung Dunwich Lane. Das Kopfsteinpflaster war rutschig vom Frost. Cal stürzte hinter mir her. »Bist du verrückt geworden? Studenten dürfen da nicht hin – die Altstadt ist für uns verboten. Mrs Fortune und Mr Hesse ziehen uns das Fell über die Ohren.«

»Und wer sollte es ihnen erzählen?«, fragte ich. »Auf diesem Weg kommen wir zu Fuß am schnellsten zur Akademie. Wir haben nichts zu befürchten, wenn wir zusammenbleiben.« Allerdings war ich mir da selbst nicht ganz sicher. Ich war noch nie nach Einbruch der Nacht durch die Altstadt gegangen. Studenten, besonders solche, deren Ausbildung von der Stadt bezahlt wurde, konnten es sich nicht leisten, gegen die Regeln der Akademie zu verstoßen. Und wie Cal ganz richtig gesagt hatte, war die Altstadt weder bei Nacht noch bei Tag ein Ort, wo ein nettes Mädchen hinging. Jedenfalls nicht, wenn sie nett bleiben wollte.

Cal schluckte und warf einen Blick zurück auf den hellen Glanz der Ätherlampen und die freundlichen Lichter der Einkaufspassage.

»Abendessen«, erinnerte ich ihn. Mit Erfolg: Cal schloss zu mir auf und streckte die Brust heraus, die Hände tief in den Taschen seines Mantels aus unterschiedlich gefärbten Büffellederflicken vergraben. Er sah aus wie einer dieser harten Kerle aus einem Comic.

Wir gingen ein Stück. Die Geräusche der Promenade verblassten und wichen neuen Tönen. Gedämpfter Musik aus der Kneipe. Wassertropfen, die von der Brücke über uns aufs Pflaster fielen. Dem Rumpeln von Lastwagen, die schwer beladen zur Gießerei fuhren.

»Alles nichts so schlimm«, sagte Cal, ein bisschen zu

forsch und ein bisschen zu laut. Wir kamen an verbarrikadierten Reihenhäusern vorbei. In den rautenförmigen Fensterrahmen, die aussahen wie Insektenaugen, hingen nur noch Splitter der zerbrochenen Fensterscheiben. Kleine Gassen gingen von der Straße ab und schlängelten sich ins Nirgendwo. Ich spürte die Feuchtigkeit vom Fluss aufsteigen und erschauerte.

Keinem Angehörigen der Akademien war es erlaubt, die Dunwich Lane zu betreten. Ich hatte immer gedacht, dass man so die Jungen von den Prostituierten und den Opiumhöhlen fernhalten wollte, von denen wir eigentlich gar nichts wissen durften. Aber jetzt fragte ich mich, ob das wirklich alles war. Die Kälte wurde schlimmer. Ich hatte das Gefühl, als würden sich auf meiner Haut Eiskristalle bilden.

»Sag mal«, sagte Cal so unvermittelt, dass ich zusammenzuckte, »hast du dir gestern Abend *Die unerklärlichen Geschichten* angehört? Das war diesmal ziemlich gut: *Die Abenteuer der schwarzen Kralle*.«

Ich ballte meine Hände zu Fäusten und beschloss, dass ich mich jetzt mutiger zeigen würde. Die Gegend war heruntergekommen und zwielichtig, aber ich wollte mich nicht einschüchtern lassen. »Hab's nicht geschafft. Ich musste lernen.« Die Vergangenheit, die Welt, wie sie früher einmal war – bevor sich der Virus ausbreitete, vor der Ausgangssperre und bevor Regierungstruppen in jeder Stadt patrouillierten –, diese Welt durfte nur in billigen und vom Staat absegneten Hörspielen karikiert werden.

Cal zog sie sich rein, aber ich fand sie ziemlich übel.

»Du übertreibst. Das Lernen, meine ich«, sagte Cal. »Du wirst schon sehen, nicht mehr lange, und du brauchst eine

Brille, und du weißt ja, was man sagt: Jungen interessieren sich nicht ...«

»Cal...« Ich wollte ihm gerade einen Vortrag halten, als aus einer Gasse ein Stück weiter vorn ein Schrei ertönte. Ich verstummte und blieb verunsichert mitten auf der Straße stehen. »... halt die Klappe«, beendete ich flüsternd den Satz.

Cal zog die Mundwinkel nach unten und verharrte neben mir wie zur Salzsäule erstarrt. Da standen wir beide nun auf der Straße und warteten. Wieder ertönte der Schrei, begleitet von leisem Schluchzen. Eine unliebsame Erinnerung stieg in mir auf: an das Irrenhaus und das allgegenwärtige Weinen und Schreien auf den Stationen. Hätte ich die Hände nicht so fest zusammengeballt, sie hätten gezittert wie totes Laub.

Cal wollte schon losmarschieren. »Da braucht jemand Hilfe.«

»Warte«, sagte ich und hielt ihn am Mantel fest. »Warte mal.« Ich wollte nicht vorausgehen, aber ich wollte auch nicht, dass Cal mich allein hier stehen ließ. Warum hatte ich bloß diese Abkürzung genommen? Warum hatte ich unbedingt so schlau sein müssen?

Das Schluchzen steigerte sich, und Cal wand seinen Arm aus meinem Griff. Mit großen Schritten rannte er auf die Gasse zu. »Ich werde ihr helfen!«, rief er mir zu, bevor er um die Ecke bog und verschwand.

»Verdammt«, fluchte ich. Zum Glück waren keine Professoren in der Nähe, die mir eine Strafe deswegen aufbrummen konnten. »Cal! Cal, geh da nicht lang!«

Ich folgte ihm in die Gasse. Sein strohblondes Haar wippte in der Dunkelheit auf und ab wie ein Irrlicht. »Cal«, flüsterte ich, nicht aus Diskretion, sondern aus reiner Angst. Ich bin

kein Junge. Ich habe kein Problem, zuzugeben, wenn ich Angst habe. Und die Schreie waren mir durch Mark und Bein gegangen. »Vielleicht ist es nicht das, was du denkst.« Wenn Cal etwas zustoßen würde und ich wäre schuld... Ich hastete ihm hinterher.

Vom Anfang der Gasse aus konnte ich einen Haufen Lumpen erkennen, daneben die Form eines zusammengekauerten Menschen, eines Landstreichers, in Ölzeug und Overall. Der Gestank nach Verwesung überlagerte alles, süßlich wie faulige Blumen. Cal war verwirrt stehen geblieben.

»Das stinkt.«

Ich sah, wie der Nachtmahr den Kopf hob und kurz von dem Landstreicher abließ, an dem er sich gerade gelabt hatte. Ein paar Haarsträhnen klebten am Schädel der Kreatur, so dünn und fein wie Spinnweben. Es schnürte mir die Kehle zu. Ich hatte noch nie einen Nachtmahr aus der Nähe gesehen. Und auch noch nie einen gerochen. Es war noch viel schlimmer als in den Warnungen unserer Professoren.

»Oh, bitte helft mir«, sagte der Nachtmahr mit der Stimme eines Mädchens. »Mir ist so kalt... Ich bin so allein...« Das Wesen zog die dick geschwollenen schwarzen Lippen zurück und entblöbte seine vier Reißzähne.

»Ach du Scheiße«, hauchte Cal.

Der Nachtmahr erhob sich. Bleiche, ledrige Glieder lösten sich von den Überresten der Kleidung des Landstreichers – und von den Resten des Mannes selbst. Der Nachtmahr breitete seine ausgezehrten Arme aus, die an der Unterseite von fransigen Flügeln geziert wurden. »Kommt zu mir«, lockte er, immer noch mit dieser unschuldigen zarten Stimme. »Nur einen Kuss, mehr brauche ich nicht.«

Es hatte beinahe etwas Hypnotisches, diese Kreatur zu betrachten, so als würde man beim Sezieren einer Leiche in der Hospiz-Akademie zuschauen, und der Gestank warf mich fast um. Die Stimme, die zu mir und Cal drang, war so betörend wie eine sanfte Berührung an der Wange oder der Duft des Opiums, der im Sommer von der Altstadt über die anderen Viertel geweht wurde. Cal machte einen schlurfenden Schritt vorwärts und streckte die Hand aus. Er und der Nachtmahr waren keine zwei Meter mehr voneinander entfernt. »Nicht ...«, flüsterte Cal.

Da kam ich wieder zu mir. Bei dem Gedanken, dass diese Kreatur Cal berühren könnte, dass diese faulige Hand mit den schwarzen Fingernägeln und der bleichen Haut sich auf Cals Gesicht legen und durch diese Berührung den Nekrovirus auf ihn übertragen könnte, sodass er sich allmählich, jeden Tag ein bisschen mehr, selbst in einen Nachtmahr verwandeln würde, drehte sich mir der Magen um. Mit einem Mal waren meine Sinne wieder im Hier und Jetzt, in der Winternacht in der dunklen Gasse, nicht an einem milden Sommertag, wie die Stimme der Kreatur es mir vorgegaukelt hatte.

Schnell griff ich in meine Schultasche. Es gab Sicherheitsmaßnahmen, Übungen. An der Akademie hatten sie uns einen Film darüber vorgeführt. *Der Nekrovirus und du!* Es ging dabei um Übertragung, Ansteckung und schließlich um die Frage, wie man sich jemandem gegenüber verhielt, für den jede Hilfe zu spät kam. Mir war während dieser Präsentation langweilig gewesen, wie immer. Und außerdem hatten sich alle nützlichen Informationen, wenn ich denn tatsächlich welche aufgeschnappt haben sollte, beim Anblick der eisigen Augen der Kreatur und ihrer verfaulten Haut aus meinem Kopf verflüchtigt.

Ich versuchte nachzudenken. Nachtmahre verabscheuten Eisenspäne. Unglücklicherweise hatte ich es mir nicht angewöhnt, immer eine Handvoll davon in der Tasche zu haben, wie meinen Lippenstift und meine Haarbürste. Diese Möglichkeit schied also aus.

Licht. Nachtmahre hassten Licht. Ihre Haut war durch das Virus fotosensibilisiert. Ich tastete nach meiner tragbaren Ätherröhre. Sie war gerade so weit aufgeladen, dass sie Musik empfangen konnte – immer untermalt von einem statischen Knistern – oder die neuesten Berichte über Proteste in der Stadt, damit ich die Gebiete meiden konnte, wo sich die Protektoren mit den Aufrührern Straßenschlachten lieferten. Mit meiner Ätherröhre konnte ich nicht einmal die Hörspiele aufschneiden, die Cal so liebte. Aber hierfür würde sie genügen, hoffte ich.

»Cal«, sagte ich scharf, »weg da.« Er blinzelte kurz, und tat dann, wie ihm geheißen. Ich holte aus und schleuderte die Ätherröhre mit voller Wucht aufs Pflaster. Das Messinggehäuse zerbarst und die elektrische Spule schlug Funken. Die Ätherröhre explodierte, und die Glassplitter spritzten in alle Richtungen, während das Gas ausströmte. Ich hatte im Film schon Ätherreaktionen gesehen. Das waren gigantische Explosionen gewesen, die von der Regierung in Wüstenregionen durchgeführt wurden. Aber aus nächster Nähe wirkte selbst der kleinste Hauch von Gas wie eine Bombe. »Halt dir die Augen zu!«, rief ich und warf mich gegen die nächste Hauswand.

Mit einem *WUMP!* traf der Äther auf den Sauerstoff in der Luft. Gleichzeitig erblühte eine blaue Flamme und glühte ein paar Sekunden lang wie ein Blitz, bis sich die Reaktion verflüchtigte und den Gestank nach verbranntem Pergament hinterließ.

Der Nachtmahr fing an zu schreien. Seine Stimme klang nicht mehr glockenhell und rein, sondern rau, kehlig und hungrig.

Cal zog mich hoch und nahm mich an der Hand. »Weg hier!« Ich umklammerte seine hageren Finger und ließ mich von ihm wegziehen. Meine Füße versagten mir den Dienst, meine Knie waren ganz steif, aber irgendwie schaffte ich es doch zu rennen.

Ich schaute zurück und sah, wie sich der Nachtmahr auf dem Boden wand. Große Hautfetzen flogen hoch wie Asche, während die letzten Reste des Äthers in der Brise tanzten.

Mehr musste ich nicht sehen. Ich schloss zu Cal auf und wir rannten zur Akademie.

2

Die Akademie

ERst als wir das Ende der Dunwich Lane erreicht und in eine Nebenstraße eingebogen waren, merkte ich, dass ich immer noch zitterte. Es war nicht mehr weit bis zu den Eingangstoren der Akademie, aber trotzdem blieb ich stehen und lehnte mich an einen Laternenpfahl.

Cal legte den Kopf schräg. »Moira, bist du verletzt?« Er kramte in seiner Schultasche. »Irgendwo da drin ist mein Erste-Hilfe-Kasten...«

»Ich... ich...« Ich schlang die Arme um den Körper, denn mir war eiskalt, obwohl ich einen Mantel und darunter den Pullover meiner Schuluniform anhatte. Mir war, als ob der Tod mich an der Wange berührt und mir tief drin einen Eiszapfen eingepflanzt hätte, obwohl uns die Rationalisten lehrten, dass es keinen Tod gab, nur ein Ende. Einen Punkt hinter einem Satz und danach eine leere Seite.

»Ich will einfach nur rein«, sagte ich. Cals besorgter Blick war fast nicht auszuhalten. Cal war der geborene Pessimist. Ich kannte ihn seit zwei Jahren, und manchmal hatte ich den Eindruck, er konnte gar nicht anders, als sich Sorgen zu machen.

»In Ordnung«, sagte Cal. Ich hakte mich bei ihm unter und war froh, dass er nicht bemerkte, wie meine Beine zitterten.

Ich hatte noch nie eine virale Kreatur aus der Nähe gesehen. Verrückte wie meine Mutter waren das eine. Sie waren nur infiziert. Aber zu sehen, was der Ausbruch des Nekrovirus aus einem Menschen mit einem Bewusstsein und einem völlig normalen Körper machte, war etwas ganz anderes. Der entsetzliche Anblick des Nachtmahrs stand mir noch vor Augen und der Geruch haftete immer noch an meinen Sachen.

Aus dem Nebel, der vom Fluss aufstieg, ragte das Tor der Akademie auf. Wir gingen unter dem Emblem hindurch, auf dem Zahnrad und Lineal prangten, die Insignien des Obersten Baumeisters. Es war das Zeichen der Vernunft, ein Schutz gegen den Nekrovirus und gegen die Ketzer, dem sich alle Bürger der Stadt unterwarfen, die der Lehre des Obersten Baumeisters folgten.

Cal schaute auf die immer noch erleuchteten Fenster des Speisesaals und seufzte. »Es hat wahrscheinlich keinen Sinn, wenn wir einfach so tun, als hätten wir uns verspätet.«

Seine Vermutung bestätigte sich. Mrs Fortune kam förmlich durch die doppelflügelige Tür geflogen. Ihr langer Wollrock und ihr Umhang flatterten hinter ihr her wie eine Fahne. »Moir! Moira Grayson, bei Galileo, wo warst du?«

Mr Hesse folgte ihr auf dem Fuße. »Daulton, die Sperrstunde hat schon längst angefangen!« Mr Hesse war so kantig, wie Mrs Fortune rund war. Sie wirkten unfreiwillig komisch, wie sie da in der hell erleuchteten Eingangshalle nebeneinanderstanden.

»Moir, du bist schmutzig und stinkst wie eine parfümierte Hure«, sagte Mrs Fortune. Mir war immer noch kalt, aber ich spürte, wie meine Wangen angesichts dieser Demütigung heiß wurden. Gleichzeitig war ich erleichtert, dass sie nicht weiter

in mich drang. »Geh auf dein Zimmer und wasch dich«, fuhr sie fort. »Zur Strafe bekommst du kein Abendessen.«

Kein Abendessen. Das war schon fast wie eine freundliche Umarmung. Wenn Mrs Fortune herausfand, dass ich in der Altstadt gewesen war und dort mit einer viralen Kreatur Kontakt gehabt hatte, könnte ich von der Akademie verwiesen werden.

Mr Hesse räusperte sich vernehmlich und Mrs Fortune zog fragend die Augenbrauen hoch. Als Mädchen war Mrs Fortune auf Berge geklettert und durch Afrika getrampt. Nur wenige wagten es, sich mit ihr anzulegen. »Was ist, Herbert?«, verlangte sie zu wissen. Ich wartete. Mr Hesse war berüchtigt dafür, dass er Prügelstrafen verhängte und nachsitzen ließ. Anders als Mrs Fortune glaubte er, dass wir Studenten uns die ganze Zeit danebenbenehmen würden. Ich hielt den Atem an.

»Also?«, fragte Mrs Fortune ihn.

»Das Mädchen hat sich nach sechs in der Stadt herumgetrieben, und nur die Steine wissen, was sie dort gemacht hat, und Sie schicken sie lediglich ohne Abendessen zu Bett?«, sagte Hesse. Um zu verdeutlichen, was er von meiner Strafe hielt, fuhr er Cal an: »Daulton, in den Hof. Sofort. Strammstehen, bis ich komme.« Oberflächlich betrachtet hörte es sich nicht so schlimm an, eine Weile draußen im Hof zu bleiben. Stundenlang in der Eiseskälte strammstehen zu müssen und sich nicht rühren zu dürfen, war allerdings äußerst unangenehm. Marcos Langostrian hatte letztes Jahr einen Zeh verloren; der war ihm abgefroren, nachdem er eine ganze Nacht lang draußen gewesen war. Er hatte es nicht anders verdient, der kleine Wurm, aber als ich sah, mit was für einem bösen

Blick Mr Hesse Cal ansah, fing ich an, mir um meinen Freund Sorgen zu machen.

Cal seufzte tief. »Bis morgen, Moira. Und danke für... ähm... vorhin. Das war ziemlich toll.« Im Laufschrift machte er sich auf in den Hof. Hesse betrachtete mich durch seine Brillengläser. Das dicke Bakelitgestell war viel zu groß für sein Gesicht, sodass er noch unscheinbarer aussah.

»Wofür hat er sich bei dir bedankt, Grayson? Hast du für ihn auf dem Heimweg den Rock gehoben? Ich kenne euch, ihr Stadtmündel, ich weiß, wie ihr vorgeht, besonders solche, bei denen die Mutter in einem ...«

»*Mister Hesse*«, versetzte Mrs Fortune mit einer Stimme, die ein Getriebe zum Stocken gebracht hätte. »Danke für Ihre Hilfe. Moira, geh in dein Zimmer. Haben du und der unglückselige Mr Daulton nicht morgen eine Prüfung?«

»Ja«, sagte ich. Ich war froh, dass es so dunkel war und Hesse nicht sehen konnte, dass ich bei seiner Bemerkung blass geworden war. Ich hatte schon vor langer Zeit gelernt, dass es alles nur noch schlimmer machte, wenn ich meine Mutter oder meinen guten Ruf zu verteidigen versuchte. Und dem Hausvater zu widersprechen, nun... daran wollte ich gar nicht erst denken, nachdem ich ohnehin schon in Schwierigkeiten steckte.

»Jetzt geh schon. Du bist entlassen.« Mrs Fortune scheuchte mich mit einer Handbewegung weg. Ich trottete die vier Treppen zum Dormitorium hinauf, wo die Mädchen des zweiten Jahres untergebracht waren, direkt unter dem Dachboden des alten Hauses. Die Akademie bestand aus mehreren prächtigen Häusern und den dazugehörigen Nebengebäuden, und das Dormitorium der Mädchen war früher einmal ein Stall ge-

wesen. Im Sommer hing unter den Dachbalken immer noch der Geruch nach Heu und nach Pferden, wie ein Geist, eine unsichtbare Brücke, die unsere Welt mit einer Vergangenheit ohne Nekrovirus und ohne Irrenhäuser verband – und ohne Moira Grayson.

Eigentlich hätte mein kleiner Schreibtisch mit dem Durcheinander aus Blaupauspapier, Büchern und handschriftlichen Notizen mein Ziel sein sollen, doch stattdessen rollte ich mich auf meinem Bett zusammen. Heute würde ich ganz bestimmt nicht mehr lernen, nach allem, was passiert war – nach der Begegnung mit meiner Mutter und mit dem Nachtmahr. Die stählernen Bettfedern quietschten, aber ich achtete nicht darauf, sondern legte mich auf die Seite und starrte an die niedrige Wand, von der die Dachschräge abging. Cecelia, meine Zimmergenossen, war noch in der Chorstunde und übte für einen Liederabend.

Ich knüllte meinen Mantel zusammen und warf ihn in die hinterste Ecke. Ich wollte unbedingt den Geruch der Dunwich Lane loswerden. Dann zog ich einen Bleistift und ein Übungsbuch unter meinem Kopfkissen hervor und fing an, mathematische Aufgaben zu lösen. Die Arbeit mit Zahlen war für mich keine Strafe. Zahlen sind etwas Solides und Beständiges. Sie halten den Geist in Ordnung. Ein ordentlicher Geist kann nicht dem Wahnsinn verfallen, nicht von Träumen verschlungen werden und sich nicht in den fantastischen und unwirklichen Welten verlieren, zu denen nur die Verrückten Zugang haben.

Das versuchte ich mir wenigstens einzureden, seit meine Mutter eingewiesen worden war. Vor acht Jahren. Acht Jahre ist eine lange Zeit, wenn man sich selbst etwas vormacht. Mein halbes Leben.

Etwas schabte an meiner Tür und riss mich aus meinen Gedanken. Auf meinem Schreibtisch stand die Uhr mit ihren surrenden Rädchen und den schwingenden Gewichten. Sie zeigte 9:30 Uhr an. Ich war über dem Übungsbuch eingedöst. »Celia, hast du schon wieder den Schlüssel vergessen?«, rief ich. Cecelia verlor ständig etwas, sei es Notenpapier oder Haarklammern.

Statt einer Antwort wurde die cremefarbene Ecke eines Pergamentumschlags unter der Tür durchgeschoben. Schnelle Schritte entfernten sich von der Tür. Ich sprang vom Bett, ging zur Tür und nahm den Umschlag, auf dem in ordentlicher Blockschrift stand:

Miss Moira Grayson

Der Umschlag war an einer Ecke angesengt, außerdem war er fettig und verschmutzt. Und die Tinte hatte Kleckse hinterlassen, die aussahen wie Blutflecken. Der Umschlag hatte offenbar eine lange Reise hinter sich.

Mir stockte das Herz. Ich riss die Tür auf und schaute hinaus auf den Gang, während mir das Blut in den Ohren rauschte.

Da war niemand. Das Dormitorium lag dämmrig und still da wie immer, bis auf Geräuschfetzen einer Varieté-Show, die von der Halle unten heraufdrangen. Das Publikum im Studio lachte, als der Moderator fragte: »Was ist der Unterschied zwischen einem Nachtmahr und meiner Freundin?«

Genauso schnell, wie ich sie geöffnet hatte, schloss ich die Tür wieder und verriegelte sie. Der Brief kam mir so giftig vor wie eine Schwarze Witwe. Die Handschrift war unverkennbar und unauffällig zugleich.

Bevor ich den Umschlag öffnen konnte, klopfte es an die Tür. »Moirra? Moira, mach sofort die Tür auf.«

Mrs Fortune. Ausgerechnet jetzt. Ich schob den Brief unter mein Kopfkissen. Mrs Fortune war so nett und freundlich, wie man es sich von einer Hausmutter nur wünschen konnte, aber dieser Brief würde selbst ihre Gutmütigkeit überstrapazieren.

»Moirra!« Der Riegel klapperte. »Wenn du da drin rauchst oder Alkohol trinkst...«

Hastig zog ich die Krawatte meiner Schuluniform aus, knöpfte meinen Kragen auf und drehte die Wasserhähne an den Waschbecken in der Ecke voll auf. Es war nicht nötig, dass ich mir die Haare zerzauste – die roten störrischen Strähnen standen sowieso in alle Richtungen ab. Ich entriegelte die Tür. »Tut mir leid, Mrs Fortune. Ich wollte mich gerade waschen.«

Ihre Miene entspannte sich und sie trat ein. »Schon gut, meine Liebe. Ich mache es kurz. Ich wollte es dir eigentlich beim Abendessen erzählen, aber...«

Ich senkte den Kopf, in der Hoffnung, ein überzeugendes Bild der Reue abzugeben. In Wirklichkeit betete ich innerlich: *Schau nicht auf das Bett.*

»Moirra, es fällt mir wirklich nicht leicht, dir das zu sagen«, begann Mrs Fortune. Sie verschränkte die mächtigen Arme unter ihrem ebenfalls mächtigen Busen. »Der Schulleiter will dich am Dienstag nach dem Abendessen sprechen, betreffs deiner Zukunft hier im Haus.«

Mein Gesicht zeigte keine Regung, obwohl ich innerlich in Aufruhr war. Wenn man lernen möchte, in jeder Lebenslage eine unbeteiligte Miene zur Schau zu stellen, muss man bloß Mündel der Stadt werden und eine Zeit lang in verschiedenen Institutionen leben, wo einem die Nonnen auf die Hand oder

den Mund schlagen, wenn man es wagt, auch nur zu kichern oder die Stirn zu runzeln. »Ich verstehe nicht«, sagte ich, obwohl ich sehr wohl verstand.

»Moira, du bist doch ein ganz intelligentes Mädchen«, sagte Mrs Fortune. »Schon allein, dass du als Mädchen in die Akademie aufgenommen worden bist, ist eine große Leistung. Du solltest dich nicht unter Wert verkaufen, indem du dich dumm stellst.«

»Ich verstehe nicht«, wiederholte ich mit sanftem und unschuldigem Ton. Dann brach meine Stimme, und ich hasste mich deswegen. »Mein Geburtstag ist doch erst in einem Monat.«

»Ja, und wenn wir die Dinge aus einem historischen Blickwinkel betrachten, könnten an diesem Tag gewisse ... Ereignisse eintreten«, sagte Mrs Fortune. »Bei deiner Mutter sind die ersten Anzeichen mit 16 aufgetreten, obwohl wir unglücklicherweise nicht wissen, wann oder wie sie dem Virus ausgesetzt war. In deiner Familie grassiert eine latente Infektion, das haben die Ärzten bewiesen. Der Schulleiter muss dich auf ein paar Dinge vorbereiten. Das ist alles.« Ihr breites Gesicht war gerötet vom Hals bis zum Haaransatz, und sie schwankte in ihren schweren Stiefeln, als ob wir an Deck eines Schiffes stünden.

Ich schwieg und lauschte auf meinen stoßweisen Atem. *Von Ärzten bewiesen*, dass ich nicht lache. Es gab keinen zuverlässigen Test für das Virus – in der Hälfte der Fälle wurden die Leute eingewiesen, weil irgendjemandem ihre Nase nicht gefiel. So viel hatte ich immerhin von Dr. Portnoy und aus meinen Erfahrungen mit Irrenhäusern gelernt.

Als ich nicht reagierte, schnalzte Mrs Fortune mit der Zunge. »Hast du noch irgendetwas dazu zu sagen, Moira?«

»Ich bin nicht meine Mutter«, fauchte ich so grimmig wie ein Nachtmahr. Ich war anders als Nerissa. Ich wollte nicht in irgendwelchen Träumen herumirren.

»Nein, meine Liebe, das sagen wir ja auch gar nicht, aber du musst zugeben, dass Conrad...«, setzte sie an. Ich funkelte sie mit einem Blick an, der Glas zum Schmelzen hätte bringen können. Mrs Fortune schluckte den Rest des Satzes hinunter.

»Ich bin auch nicht mein Bruder«, stieß ich hervor. »Ist es das, was der Schulleiter mir sagen will? Dass wir verrückt sind, weil meine Mutter meinen Vater nicht geheiratet hat? Dass wir verrückt sind, weil sie so leichtfertig war? Nun, das stimmt nicht, und ich bin *nicht* verrückt.« Die Hitze stieg mir in die Wangen. Ich würde jeden Moment explodieren.

Mrs Fortune war froh, dass sie sich wieder auf vertrautem Terrain bewegte. »Du wirst auf keinen Fall so mit dem Schulleiter sprechen, junge Dame. Hast du mich verstanden? Jetzt mach deine Hausaufgaben und dann geh ins Bett. In einer Stunde löschst du das Licht.«

»Ich werde nicht verrückt«, sagte ich noch einmal laut, bevor sie die Tür hinter sich zuziehen konnte.

»Ach, Moira.« Mrs Fortune seufzte. »Das kann niemand mit Sicherheit sagen, nicht wahr?« Sie lächelte traurig und zog die Tür zu.

Ich merkte, wie mir die Tränen über die Wangen liefen. Ich wischte sie nicht weg, sondern ließ sie auf meiner Haut kalt werden.

Ich wartete eine ganze Weile, bis sich Mrs Fortunes Schritte entfernt hatten. Dann zog ich den Brief unter dem Kopfkissen hervor und riss ihn mit dem Daumennagel auf. Drei Briefe waren gekommen, seit mein Bruder Conrad vor einem Jahr

weggegangen war. Ich bewahrte die Umschläge in meinem Spind auf, unter dem blauen Pullover mit dem Mottenloch unter der Achsel.

Die Briefe in seiner Handschrift wurden jedes Mal heimlich gebracht. Es waren nie mehr als ein paar Zeilen, doch sie bewiesen mir, dass Conrad noch lebte. Nach seiner Flucht aus dem Irrenhaus, wohin die Protektoren ihn nach seinem 16. Geburtstag gebracht hatten, waren die Briefe das Einzige, was mir von ihm geblieben war. Sie waren mit Geheimtinte geschrieben, daher rochen sie nach Essig und Rauch. Geheimtinte war Conrads Lieblingstrick: Man musste Papier und Tinte mit dem patentierten Geisterspukwasser behandeln. Wenn man das Blatt dann über eine Flamme hielt, sodass es Feuer fing, verwandelten sich vierzeilige Gedichte in ausführliche Briefe, in Rauch geschrieben, der verschwand, wenn das Papier zu Asche verbrannt war.

Wenn der Schulleiter oder die Protektoren in Ravenhouse, die uns vor den Ketzern und vor allen viralen Kreaturen beschützen sollten, herausfinden würden, dass ich Briefe von einem offiziell eingewiesenen Verrückten bekam, würden sie mich genauso schnell einsperren wie Conrad. Ich faltete das dicke Papier auseinander und spürte die rauen Fasern an den Fingerspitzen. Ich erwartete so etwas Ähnliches wie im letzten Brief:

Der Winter kommt mit spitzen Zähnen.

Mit Wind, der mir die Knochen poliert.

Das hieß, nachdem es verbrannt war:

Liebe Moira,

hier ist es kalt. Es schneit, und es ist genauso düster und einsam wie in den Katakomben in Ravenhouse...

In seinen Briefen klang Conrad nie verrückt. Aber schließlich erschien meine Mutter allen, die sie nicht gut kannten, zunächst auch nicht verrückt. Bis sie anfang, von Lilienfeldern und toten Mädchen zu faseln. Man musste tief hinunterschauen in die Risse und Sprünge, um zu bemerken, wie der Wahnsinn der Infektion sie innerlich auffraß. Aber sobald man wirklich hinschaute, gab es keinen Zweifel: Er war da. Genauso wie Conrads Worte im Rauch.

Der heutige Brief war zerknittert, so, als ob er hastig in eine Tasche gesteckt worden wäre, und mitten auf der Seite prangte ein einziges Wort.

HILFE

Ich starrte auf das Wort in Conrads Handschrift, dieses verzweifelte Wort, das mich von dem Blatt anblickte. Ich starrte lange darauf, während in meinem Kopf ein Wintersturm tobte. Das sah ihm überhaupt nicht ähnlich, so kurz und so beängstigend. Der Conrad, den ich kannte, konnte stets seine Gedanken ordnen. Er war bei uns der Mann im Haus gewesen. Conrad hatte mich noch nie um Hilfe gebeten. Bei nichts.

Ich wusste nicht, ob Conrad in Gefahr schwebte. Ich wusste nicht, ob der Brief nicht dem kranken Geist eines Jungen entsprungen war, den das Nekrovirus in den Wahnsinn getrieben hatte.

Ich saß da, starrte auf den Brief und wünschte, ich könnte mich davonschleichen, um die wirklichen Worte aus dem Papier herauszubrennen. Irgendwann kam Cecelia von ihrer Chorprobe zurück und die Hausvorstände löschten das Licht.

3

Ketzerei und Verbannung

Mit Conrads zerknülltem, aber ansonsten unversehrtem Brief in der Hand schief ich ein. Am nächsten Tag war ich zu nichts zu gebrauchen, am allerwenigsten im Unterricht. Zum Glück hatten wir morgens Bürgerkunde bei Professor Swan, ein Fach, das alle Studenten belegen mussten. Ich war mir ziemlich sicher, dass niemand auf mich achtete.

Cal beugte sich über den Gang, als ich mich auf meinen Platz setzte. »Das wird bestimmt interessant«, feixte er. »Er hat neue Flugblätter.«

Marcos Langostrian drehte sich um und warf uns einen bösen Blick zu. »Etwas Respekt bitte. Das Protektorat druckt diese Flugblätter aus gutem Grund.«

»Ach ja.« Cal lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und verschränkte die Hände hinter dem Kopf. »Um fiesen kleinen Jungs wie dir Angst vor der Dunkelheit einzujagen«, sagte er gedehnt.

»Cal«, seufzte ich. Cals Lieblingssendung hieß *Ich hab' 'ne Kanone, noch Fragen?* und manchmal übertrieb er es einfach.

»Du kannst mich mal, du Oberpfadfinder«, zischte Marcos. Cal wurde rot vor Wut. Seine Nackenmuskeln spannten sich an und ich streckte die Hand über den Gang, um ihn am Ellbogen zu berühren.

»Er ist es doch nicht wert, dass du deswegen nachsitzen musst.«

Marcos schaute mich an und schnaubte. Ich verdrehte die Augen. Die Langostrians wohnten auf dem College Hill. An Festtagen speisten sie mit dem Rat der Stadt. Ich würde lieber den Rest meines Lebens mit Cal und seinem unmöglichen Akzent verbringen als fünf Sekunden allein mit Marcos.

Professor Swan klopfte mit dem Zeigestock auf sein Pult. »Es reicht, Herrschaften. Diese Unterweisung ist eure Pflicht gegenüber der Stadt und dem Land.« Er drehte sich um und befestigte eine neue Mitteilung mit dem schwarzen Rand der Protektoren und der Unterschrift von Grey Draven, dem Oberhaupt der Stadt, an der Tafel. Dann wandte er sich zu uns.

Cal verzog das Gesicht zu einem Grinsen. »Ich hab's dir ja gesagt«, formte er mit dem Mund. Ich hielt den Blick auf das neue Flugblatt geheftet, das der Professor aufgehängt hatte. Es sah aus wie eine Todesanzeige, schwer vor Tinte und Bedeutung.

Conrads Brief in meiner Tasche schien eine Tonne zu wiegen und erinnerte mich daran, dass die Protektoren alles überwachten. Es fiel mir schwer, Cals Lächeln zu erwidern.

»Steht auf und rezitiert das Gelöbnis«, befahl Swan. Er war dünn, blass und hatte einen langen Hals. Sein schwarzer Talar, der ihm um den Körper flatterte, verlieh ihm das Aussehen des großen Vogels, dessen Namensvetter er war. Seine Hakennase und seine schwarzen Augen mit dem harten Blick, die jede noch so kleine Unvollkommenheit oder Abweichung in den Gesetzen entdeckten, erinnerten mich allerdings eher an eine Krähe, nicht an einen Schwan.

Ich formte die Worte des Gelöbnisses nur stumm mit den

Lippen, während der Rest der Klasse sie laut herunterleierte. »Ich gelobe Treue gegenüber den Grundpfeilern der Wissenschaft, die von meinen Vorfahren zur Verteidigung der Vernunft festgelegt wurden...« Ich hatte die Worte nicht mehr gesprochen, seit Conrad verschwunden war. Es waren keine Worte, die Trost spendeten. Gegen ein Virus, für das man seit siebenzig Jahren vergeblich nach einem Heilmittel suchte, konnte man sich nicht verteidigen. Man konnte die Wahnvorstellungen eines Menschen nicht bekämpfen. Nicht, wenn er wirklich an diese Wahnvorstellungen glaubte.

Meine Augen wanderten zu den beiden Porträts – dem des Präsidenten und dem von Grey Dravens. Dravens durchdringende Augen klagten mich aller Sünden an, die ich tatsächlich begangen hatte – Lügen, Kontakt mit einem Verrückten, mangelndes Pflichtbewusstsein als Bürgerin. Unter Dravens Blick spürte ich das Gewicht meiner Verfehlungen. Es war dieses bohrende Starren, weswegen er zum jüngsten Rat der Stadt ernannt worden war. Draven hatte versprochen, die Ketzerei in der Stadt auszumerzen. Mit der Macht des Ministeriums im Rücken machte er in den Augen aller, die seiner Linie folgten, einen ausgezeichneten Job. Und er ließ keine Gelegenheit aus, sein Bild auf jede freie Fläche zu kleben.

Rat der Stadt war eine schwere und gleichzeitig machtvolle Position, doch es wurde gemunkelt, dass Draven noch vor Ende seiner Amtszeit Präsident des Landes werden könnte. Ich fand es furchtbar, dass er mich in jedem Klassenzimmer anstarrte. Ich blickte zu Boden, bis wir mit dem Gelöbnis durch waren und Swan uns knapp anwies: »Hinsetzen. Nicht schwätzen.«

Er klopfte mit dem Zeigestock auf die neue Mitteilung

der Protektoren. »Es gibt Berichte, dass virale Kreaturen in der Nähe der Storm Avenue gesichtet wurden, also ziemlich weit nördlich«, sagte er. »Die Protektoren gemahnen uns daran, dass der Umgang mit diesen armen Wesen, die durch den Nekrovirus zu unmenschlichen Furien wurden, ein kriminelles Vergehen darstellt, das mit einer Inhaftierung in den Katakomben bestraft wird.«

Cals Grinsen erstarb. Ich wusste genau, dass er an den Nachtmahr dachte. Die Protektoren taten alles, um die Straßen von viralen Kreaturen frei zu halten, aber überall gab es alte Abwasserrohre und Tunnel, und aus dem Fluss kamen einige der schlimmsten Unholde. Niemand konnte verhindern, dass diese Schreckensgestalten durch irgendwelche Ritzen in unsere Welt krochen. Wir lebten nicht auf einer Insel, wie die Bewohner von New Amsterdam, und wir hatten auch keine Schutzmauer, wie sie in San Francisco gebaut worden war.

»Kontakt zu viralen Kreaturen kann wozu führen, Herrschaften?« Professor Swan fixierte uns mit seinen blassen Augen. In seinem weiten Talar wirkte er fast körperlos, wie eine undefinierbare Masse.

Marcos hob die Hand. »Kontakt zu viralen Kreaturen kann gesunde Menschen wahnsinnig machen, Herr Professor. In fast allen Fällen.«

Cal ließ sein Bürgerkundebuch mit einem lauten Knall auf den Boden fallen. Es klang wie ein Schuss. »Manchmal holt man sich auch nur eine dicke Erkältung. Warst du nicht erst letzte Woche erkältet, Langostrian? Hast mal wieder mit einem Ghoul geknutscht?«

Die Klasse kicherte, und Professor Swans Gesichtsfarbe verwandelte sich von blässlich in tomatenrot, wie ein Tintenfisch,



Caitlin Kittredge

The Iron Thorn - Flüsternde Magie

Band 1

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 576 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
1 s/w Abbildung

ISBN: 978-3-570-13830-4

cbj

Erscheinungstermin: September 2014

Kannst du deinem dunklen Schicksal entfliehen?

Fern der Familie lebt die 15-jährige Moira in einem Internat, ständig in der Angst, wie ihre Mutter und ihr älterer Bruder dem Fluch der Familie zu erliegen und verrückt zu werden. Doch dann erhält sie eine Nachricht eben dieses Bruders, der sie auffordert, ein magisches Handbuch zu suchen, das ihr Vater einst geschaffen hat und das sie retten kann. Zusammen mit zwei Verbündeten macht sich die junge Moira auf die gefährvolle Reise, an deren Ende sie mehr über ihre Familie und deren Andersartigkeit erfährt – entstammt sie doch einem alten Elfengeschlecht. Und dem steht eine gewaltige Aufgabe bevor: das Land von seinen derzeitigen Herrschern zu befreien und die Feen an die Macht zu führen.